

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 8

Artikel: Aus der Bündner Synode
Autor: P.Cd.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Bündner Synode.

Die diesjährige Bündner Synode, die vom 24.—28. Juni in Samaden stattfand, dürfte wegen der eingehenden Diskussion über Krieg und Frieden auch für weitere Kreise beachtenswert sein. Es ist vielleicht in Deutschland und bei uns noch nie vorgekommen, daß sich eine Versammlung von Geistlichen der verschiedensten Parteien und Richtungen mit dieser Frage so ernst und eingehend beschäftigte. Man war sonst früher in geistlichen Kreisen immer geneigt, die Friedensbestrebungen nicht ernst zu nehmen, so noch an der vorjährigen Bündner Synode. Der Verlauf der diesjährigen Synode kann daher auch zeigen, wie man durch den Krieg zum Nachdenken gebracht worden ist.

Es ist üblich, daß an jeder Synode zwei Vorträge gehalten werden, einer für ein weiteres Publikum am sogenannten Volksabend, und der andere mehr wissenschaftlicher Art in einer als Pastoral-konferenz bezeichneten Sitzung der Synode. Dieses Jahr behandelten beide Referenten dasselbe Thema.

Am Volksabend sprach ein Laie, Dr. Bellemann, Direktor des Lyzeums in Luzern. Er führte in seinem Vortrag über „Krieg und Frieden“ aus, daß in dreifacher Hinsicht der Krieg zu fordern und der Krieg zu bekämpfen sei, nämlich vom Boden des Christentums, von der Rücksicht auf die Kultur und von den volkswirtschaftlichen Interessen aus. Den Behauptungen moderner Christen, daß das Christentum sich mit dem Krieg vereinbaren lasse und ihn unter Umständen geradezu fordere, hielt er die Worte und Taten Jesu und seiner Jünger entgegen, die er unvermittelt und in großer Zahl einfach aus der Bibel vorlas. Es ist für unsere Zeit ein Ereignis, wenn ein fein gebildeter Laie in einem Hotelsaal, wo er selber sprechen sollte, lange aus dem neuen Testament vorliest und so Jesus und Paulus für sich sprechen läßt — ohne viele Erklärungen. Auch die wenigen Erklärungen, die er zu geben genötigt war, waren kurz und treffend. So verstand er es vortrefflich, scheinbar kriegerische Worte im Munde Jesu (z. B.: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert“) als das was sie sind, als Aufforderung zum Kampf für das Evangelium, einem sehr unkriegerischen Kampfe, aufzufassen und zu erklären. So sind also diese authentischen Stimmen über das Christentum nur eine Stimme für den Frieden, für Liebe und Barmherzigkeit auch gegen den Fremdling. Wie für das Christentum die Bibel, so ließ der Referent für die Kultur die Geschichte sprechen. An Hand vieler Beispiele zeigte er, daß die friedlichen Völker viel bedeutenderes geleistet haben als die kriegerischen, daß ferner die großen Kriegshelden gar nicht so groß sind und in ihrer Bedeutung für uns weit hinter den Großen der Kunst, der Wissenschaft und Philosophie zurückstehen. Nicht das kriegerische Sparta, in dem die Rücksicht auf

die Kriegstüchtigkeit alles Leben beherrschte und einengte, und das hochmütig auf alle anderen weniger kriegstüchtigen Völker herabschaute, ist der Träger und Förderer griechischer Kultur geworden, sondern das friedliche, allen fremden Einflüssen offene Athen. Und auch dieses Athen fängt an von seiner Höhe herabzusinken, sobald es kriegerisch wird und nach den siegreichen Perserkriegen sich mehr aufs Kriegshandwerk legt. Im dritten Teil versuchte der Referent die Behauptung, daß alle Militärausgaben dem Volke zu gute kommen (richtiger einem Teil des Volkes), durch eine feine Satire ad absurdum zu führen. Widerlegen kann man ja eine solche Behauptung nicht. Man kann nur das Widersinnige eines solchen Verfahrens, das doch auf Kosten des Volkes und zwar nicht nur und nicht einmal in erster Linie auf Kosten seines Geldsackes geht, ans Licht stellen. So kam dieses Referat von verschiedenen Seiten her zur Forderung des Friedens. Am Schlusse bemerkte der Referent, daß man deswegen doch noch gerechte Kriege führen könne. Besonders das Christentum stelle sich einem solchen Kriege nicht entgegen. Jesus hat ja selber seine Jünger aufgefordert, für die gerechte Sache zu streiten und hat gelegentlich selber gestritten. Und ferner könne man aus den häufig wiederkehrenden Aeußerungen über Sorglosigkeit und Selbstverleugnung entnehmen, daß Jesus das Leben des Einzelnen nicht so hoch schätze, daß man es nicht für einen gerechten Krieg opfern könnte.

Wenn Direktor Wellemann mehr die Forderung des Friedens betonte, untersuchte der zweite Referent, Pfarrer Jecklin von Klosters, der über die „Friedensbewegung“ sprach, mehr den Weg zum Frieden. Er sieht den Weg dazu in der Haager Friedensbewegung, d. h. in den internationalen Diplomatenkonferenzen und den internationalen Schiedsgerichten, welche schließlich alle Streitigkeiten beilegen sollen. Vorläufig herrscht zwar noch zwischenstaatliche Anarchie, und der Staat ist der größte Anarchist. Aber dieser Zustand muß aufhören und der zwischenstaatlichen Organisation Platz machen. Diese Organisation macht auch immer Fortschritte, wie die vielen internationalen Vereinbarungen, Büros und Kongresse zeigen. Auch sind schon viele Streitigkeiten zwischen einzelnen Staaten schiedsgerichtlich oder durch Intervention der Diplomaten beigelegt und so manche im Keime erstickt worden. Die Friedensbewegung will also nicht den Staat ausschalten; sie will auch gar nicht antimilitaristisch sein; sie will auch nicht jeden Kampf beseitigen, sondern nur seine kriegerische Art. Sie will die tierische Stufe des Kampfes überwinden. Sie ist daher von echt christlichem Geist. Das Christentum ist auch für die Friedensbewegung der beste Bundesgenosse. Jede aufrichtige Art, für das christliche Ideal des Reiches Gottes zu arbeiten, faßt auch die Arbeit für den Frieden in sich. Schwierig ist für den Referenten die Frage, wie man sich zu einem einmal gegebenen Krieg stellen soll. Jesus würde nicht in den Krieg ziehen, aber bei den jetzigen

anarchischen Zustände würde er es auch keinem verbieten, für sein Vaterland einzutreten.

So waren beide Referenten in den Hauptfragen ziemlich einer Meinung, sowohl in der Stellung zu dem Frieden, der kommen muß und kommen wird, als auch in der relativen Anerkennung eines Kriegers unter den jetzigen Verhältnissen. An beide Vorträge schloß sich eine rege Diskussion an, deren Hauptgedanken wir hier zusammenfassend wiedergeben. Einerseits wandte man sich gegen diese unbedingte Anerkennung des Friedenszieles, andererseits suchte man eine konsequentere, radikalere Ablehnung jedes Krieges.

Gegenüber den Tendenzen der Friedensbewegung wurde zunächst von einem Laienvertreter der Synode der soldatisch-schweizerische Standpunkt vertreten, der uns verbietet, die Ehre und Unabhängigkeit unseres Landes der Entscheidung eines Richters zu unterwerfen. Ein Vertreter der modernen Theologie verteidigte die Haltung vieler Theologen zum Kriege. Sie können aus Reinlichkeit des Denkens den Krieg nicht einfach ablehnen. Die Wirklichkeit erlaubt es ihnen nicht, Pazifisten zu sein. Manche Arten von Pazifismus sind viel leichter und bequemer, als das aufrichtige Bestreben, sich mit dem Kriege abzufinden, ihn positiv zu werten. Dieses kann soweit gehen, daß man sogar von einer Pflicht zum Kriege sprechen kann. Es wurde dann aber doch auch vom gleichen Redner zugegeben, daß die Friedensbestrebungen für den Christen etwas selbstverständliches sind. Von der radikaleren Art, jeden Krieg und jede Beteiligung an einem Kriege abzulehnen, hat er den größten Respekt, sobald sie in der Art Tolstojs zum Staat eine konsequent ablehnende Haltung einnimmt. Von einer andern Seite wurde ausgeführt, daß der ewige Friede als Ziel festzuhalten sei, daß die Entwicklung dazu aber sehr langsam fortschreite. Damit müssen wir rechnen und müssen also nicht nur diesen Krieg mitmachen, sondern uns auch noch für einen künftigen vorbereiten. Jesus würde das wohl nicht tun, wir tun aber noch vieles, was Jesus nicht tun würde. Auch der Gedanke fand Ausdruck, daß der Krieg mit seinen Grausamkeiten in vieler Beziehung nicht schlimmer sei, als vieles, das im Frieden geschieht.

Gegenüber diesen vereinzelt Stimmen vertraten eine große Anzahl von Synodalen einen den Krieg ganz ablehnenden Standpunkt. Zuerst wurde gesagt, sozusagen als Motto für die ganze Diskussion, daß die Pfarrer und das Christentum nicht dazu da seien, Bestehendes zu rechtfertigen und zu segnen, sondern um gegen bestehende Uebel zu kämpfen und neue, bessere Verhältnisse vorzubereiten und zu schaffen. Im gleichen Sinne stellte auch der Vorsitzende der politischen Deputation der Synode in seinem Schlußwort den Pfarrern die Aufgabe, für bessere kulturelle Zustände zu arbeiten. Als ein Beispiel, wie man durch Religion bestehende

Uebel rechtfertigt: wurde die Kriegsauslegung des Wortes, „Alles, was ihr tut, das tut im Namen des Herrn“ angeführt. Das Wort wird so erklärt, daß man im Namen Gottes in den Krieg ziehen soll, während es offenbar sagen will, daß man nur das tun soll, was man mit gutem Gewissen mit Berufung auf Gott tun darf. Aber im Namen des Herrn Krieg führen kann man nicht. Es wurde immer wieder gesagt, daß Evangelium und Krieg nicht zusammengehen. Jesus ist gegen den Krieg. Er hat selber wohl gestritten und zum Kampf aufgefordert. Aber die Art dieses Kampfes ist ganz verschieden von der Kampfart des Krieges. Jesus ist gegen den Krieg, weil er gegen jede Gewalt ist. Wenn er die Waffengewalt anerkannt hätte, so hätte er seinen Jüngern zugestehen können, in dem mächtigen Gewaltreich Roms mit den Waffen für ihre Sache zu kämpfen. Aber er tat das Gegenteil. Er hat sie wie Schafe unter die Wölfe geschickt. Jesus und seine Jünger brauchten keine Waffen. Sie brauchten im Kampfe für das Evangelium auch eine ganz andere Taktik als wir. Diese Taktik Jesu ist auch noch für uns die richtige. Sie tut uns heute besonders not, nachdem die Gewalt im Kriege versagt hat wie nichts anderes. Wenn der Weltkrieg uns etwas lehrt, so ist es das, daß man sich nicht auf Gewalt verlassen kann. Wenn Jesus heute leben würde, so verhielte er sich zur Gewalt genau wie seinerzeit: er ließe sich töten. Das sind auch die wahren Helden dieses Krieges, die als Dienstverweigerer, gehorham der erkannten Wahrheit, erschossen werden. Das kann man zwar von niemandem fordern, aber es ist das Höchste, das ein Mensch leisten kann. Aus dieser Taktik Jesu ergibt sich, daß er auch einen gerechten Krieg nicht führen würde. Es ist aber auch sehr fraglich, ob es gerechte Kriege gibt; jedenfalls läßt es sich im entscheidenden Moment niemals ausmachen, ob ein Krieg gerecht ist. Die Friedensbewegung ist nicht so selbstverständlich wie behauptet wurde. Wie gering man von ihr denkt, zeigt am besten die Haltung des Bundesrates beim Abschluß des italienischen Schiedsvertrages. Von der Haager Friedensbewegung erwartet man nicht so viel, wie der Referent der Pastoralkonferenz. Sie hat auch versagt. Sie mußte versagen, weil sie nicht ins Innere drang, sondern nur mit äußeren Mitteln arbeitete. Mag sein, daß sie viele Kriege verhindert hat. Aber gerade dadurch wurde die Kraft aufgespart, und der jetzige Krieg ward zu einer solchen Katastrophe. Dennoch hat diese Form der Friedensbewegung der Sache einen großen Dienst geleistet. Sie hat zuerst praktische Vorschläge gemacht, wie man das Ziel erreichen kann. Diese Vorschläge werden zwar dahinfallen, das Ziel aber bleibt, und es werden neue Wege gesucht werden. Solche bieten sich uns bereits an in der religiösen und sozialistischen Friedensbewegung. Es sind zwei Wege einzuschlagen. Zunächst müssen die wirtschaftlichen Verhältnisse geändert werden. Diese bilden in ihrem heutigen Bestand eine stete Gefahr für den Frieden.

Als Beispiel dafür wurde die Schutzzollpolitik genannt. Eine Hauptbedingung für den Frieden ist der Freihandel. Der andere einschlagende Weg ist eine neue Orientierung unseres Geisteslebens. Sie betrifft nicht nur die Stellung zum Evangelium, sondern auch unsere Stellung zum Vaterland und zur Wissenschaft. Die landläufige Vaterlandsliebe ist ein Götzendienst. Wir müssen sie ersetzen durch die wahre Vaterlandsliebe, die wahre Liebe ist, Liebe zu Menschen, also zu allen Volksgenossen. Sobald wir aber die haben, haben wir auch Freiheit und brauchen nicht für eine vermeintliche Freiheit Kriege zu führen. Daß man bei Ablehnung des Krieges konsequenterweise auch den Staat ablehnen muß, ist eine verkehrte Konsequenzmacherei. Der Staat ist nicht wertlos, er ist nur ein relativer Wert. Der Staat ist nicht Christus; unser Staat ist nicht einmal so wertvoll wie derjenige des Volkes, dem Jesus angehörte. Als Beispiel der Wissenschaft, von der wir uns abkehren müssen, wurde die moderne Theologie herausgegriffen. Gemeint war damit nicht jede kritische Forschung, sondern nur die, die von den Theologen der letzten Jahrzehnte meistens gehandhabt wurde. Diese moderne Theologie treibt alles mögliche, nur für das Absolute hat sie keinen Platz. Daher ist auch die beschämende Haltung vieler Professoren im jetzigen Krieg begreiflich. Von ihnen gilt das Wort von Karl Marx: „Sie sind frech gegen die Idee und allerdevotest gegen Handgreiflichkeiten.“ Das wichtigste für die Friedensbewegung ist, daß wir einen neuen Glauben fassen. Wir müssen glauben an die Wirklichkeit eines sogenannten Traumes und unsere „Wirklichkeit“ als vergänglichen Traum betrachten. Doch damit nicht genug. Die Erlösung der Welt erfordert Opfer. Und dieser Glaube erfordert von uns auch Opfer, wenn er Wirklichkeit werden soll.

Es ist bereits ausgeführt worden, daß einigen dieser Gedanken opponiert wurde, daß besonders von den Vertretern solcher Gedanken mehr Konsequenz verlangt wurde. Die Opposition trat aber während der Diskussion stark zurück. Wir wollen damit nicht behaupten, daß alle oder auch nur der größte Teil der anwesenden Pfarrer mit allen diesen Gedanken einverstanden waren. Aber das muß gesagt werden, daß die Diskussion einer einheitlichen Kundgebung gleichkommt, daß der Krieg im Evangelium Jesu Christi keine Stätte hat, und ferner daß den Gedanken und Forderungen, die die letztgenannte Gruppe von Botanten daraus ziehen, an der Bündner Synode keine namhafte, begründete Opposition gemacht werden konnte. Wir ersehen das auch aus verschiedenen Zeitungsberichten, in denen die Korrespondenten bestrebt waren, den Eindruck der Synode abzuschwächen, es aber nur dadurch tun konnten, daß sie die Gedanken entweder ganz übergingen oder sie ganz entstellten, und ferner indem sie alles, was gesagt worden ist, mit dem einzigen Einwand, es sei nicht konsequent,

als unbedeutend glaubten abtun zu können. Wir sind nun freilich auch weit davon entfernt, diese Synode als einen Sieg der religiösen Sozialisten Graubündens hinstellen, glauben vielmehr, daß wir in mancher Beziehung unsere Sache ungenügend vertreten haben, daß wir auch nicht alles gesagt haben. Als besondere Schwäche dieser Diskussion sei nur genannt, daß man fast gar nicht auf die jetzige Lage eingegangen ist. Das wäre aber unbedingt nötig gewesen, um nicht den Eindruck zu erwecken, daß man fern ab von der Wirklichkeit diese überwinden wolle. Wenn man aber die Zeitfragen mehr berührt hätte, hätte es sicherlich noch eine heftige Opposition erregt. So wollen wir dieser Diskussion nur den Wert beilegen, daß sie zum weiteren Nachdenken und Suchen Anlaß geben soll. Und als solcher mag der Bericht darüber auch den Lesern der „Neuen Wege“ willkommen sein.

P. Ed.

Friedensdokumente.

I.

Das Manifest der Quäcker.

In diesen Tagen, wo gewisse „Theologen“ uns beinahe weiß machen möchten, daß die heiligste Berrichtung eines Jüngers Christi der Militärdienst sei und wo auch der Masse des sogen. Christenvolkes der „Antimilitarismus“ als die schlimmste der Gottlosigkeiten erscheint, so daß man eine mehr oder weniger vollkommene Leugnung Gottes oder Christi sehr viel leichter verzeiht als ihn, ist es vielleicht von Nutzen, wenn daran erinnert wird, daß er seit einigen hundert Jahren eine in der angelsächsischen Welt weitverbreitete christliche Gemeinschaft gibt, die unter Anderem im Namen Christi grundsätzlich Waffentragen und Militärdienst verweigert. Es ist die „Gesellschaft der Freunde“, (gewöhnlich Quäcker genannt), die diese Haltung einnimmt, und wir haben in dieser Gemeinschaft eine der edelsten und bedeutungsvollsten Gestaltungen vor uns, die der Geist Christi angenommen hat. Um ihren Einfluß zu kennzeichnen, sei nur die eine Tatsache angeführt, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika zum nicht geringsten Teil von ihnen ihren Ursprung genommen haben und daß vieles vom Besten an ihrem geistigen Leben von dieser der Zahl nach kleinen, aber dem innern Leben nach machtvollen Gemeinde der „Freunde“ ausgegangen ist. Ein Aufsatz über diese Bewegung (von der auch Tolstoi berührt worden ist) wäre heute aufs äußerste zeitgemäß. Inzwischen möchten wir die Rundgebung veröffentlichen, die die englischen „Freunde“ am 7. August 1914, also drei Tage nach Ausbruch des Krieges (!) erlassen haben.